

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1904

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0006|log51

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

VI. Jahrgang.
Nr. 9.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstabelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtrags, durch Post- oder Streifenbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark, für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 13. Juli
1904.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Zwei Jugendwerke Hans Brüggemanns.

Von Dr. Ernst Saueremann in Flensburg.

Im Leibnizhaus in Hannover befinden sich zwei Holzbildwerke, Pieta und Grablegung, von einem unbekanntem Altarblatt her stammend. Sie sind aus dickem eichenen Bohlenholz von 70 cm Breite, 80 cm Höhe und etwa 15 cm Dicke im Hochrelief ausgeschnitten und auf Kreidegrund bemalt. Die vier Seiten sind geradflächig abgeschnitten. Die Schnitzereien waren augenscheinlich je einem Kasten eingebaut, der die einzelne Komposition umschloß und der wahrscheinlich die übliche ornamentale Umrahmung trug. An der oberen Begrenzungsfläche zeigen beide Schnitzwerke je ein Verzäpfungsloch. Als mir diese beiden Werke zu Angesicht kamen, war ich mir sofort klar, daß sie unzweifelhaft eigenhändige Arbeiten von Hans Brüggemann seien. Nachdem es feststand, daß Hans Brüggemann kein schleswig-holsteinischer Meister,^{*)} sondern aus Hannover, und zwar aus Walsrode in der Lüneburger Heide gebürtig war, lag es ja nahe, damit zu rechnen, daß in dem Heimatlande dieses großen Meisters noch einmal Werke seiner Hand auftauchen würden. Diese Hoffnung war umso mehr berechtigt, als in der vom Archivdirektor Dr. Doebner veröffentlichten Urkunde eine bestimmte Nachricht über ein Werk des Meisters überliefert wurde, das nach seiner Tätigkeit am Bordesholmer Altar Entstehung fand. Die charaktervolle Schaffensart Hans Brüggemanns, die sich am Bordesholmer Altarblatt im Dome in Schleswig zur Genüge ausdrückt, durfte diese Hoffnung in Zuversicht umwandeln.

Bei der ersten Erkenntnis der Meisterhand mußte man notwendig gleich an das beglaubigte Walsroder Werk denken. Diese Vermutung ist indessen unzutreffend. Am Triptychon für den Frühmessenaltar in Walsrode war eine Himmelfahrt Mariä mit den Aposteln dargestellt — hier bieten sich uns zwei Darstellungen aus der Passionsfolge. Das Hilfsmittel, ein urkundliches Dokument als Beleg anführen zu können, steht uns also nicht zur Seite. Umso mehr gilt es, durch anderweitige Beweise die aufgestellte Behauptung zu erhärten. Es ist hier nicht der Ort, eine Kennzeichnung Hans Brüggemanns und seiner Kunst zu geben. Das ist in Abhandlungen über das Schleswiger Altarblatt schon geschehen. Es genüge ein Hinweis auf die letzte umfassende Veröffentlichung über die mittelalterliche Holzplastik in Schleswig-Holstein von Adalbert Matthaei (Seemann 1902) und auf die Quellenangaben daselbst. Die besonderen Eigentümlichkeiten Brüggemannscher Kunst stellt Matthaei a. a. O. S. 159 kurz zusammen. Wer Brüggemanns Kunst kennt, der weiß, wie streng symmetrisch der Meister häufig seine Werke aufbaut: Beweinung, Kreuzabnahme, Grablegung, Ecce Homo, Begegnung der Jünger und Geißlung bieten dafür in Schleswig Belege. Die Pieta in Hannover zeigt im Aufbau durchaus eine ähnliche Auffassung. Man ziehe die Mittellinie, und zu jeder Figur auf der einen Seite der Schmerzensmutter findet sich die Gegennote auf der anderen. Die Anordnung bei der Grablegung ist ähnlich regelmäßig. Eine andere von Matthaei angeführte Eigentümlichkeit des Meisters ist die ausgesuchte Vorliebe, in den Hintergrund unbeteiligte Figuren zu stellen. Wenn auch wegen des an Personen weniger reichen Aufbaues hier nicht so offenkundig wie in Schleswig, so ist doch diese Eigentümlichkeit in der Pieta in den Figuren links und rechts oben und in der Grablegung in der mittleren Figur oben zum Ausdruck gebracht. Eine Reihe neuer Gesichtspunkte weisen ferner unverkennbar auf Brüggemann, z. B. die Gestaltung der Bodenfläche. Brüggemann trägt durchaus dem Umstande Rechnung, daß seine figurenreichen Schöpfungen trotz der Höhe ihres Standortes in ihrer ganzen Tiefe dem Beschauer von unten sichtbar sein sollen; er erreicht dies, indem er den Untergrund nach hinten zu erhöht. Diese zum Teil sehr geschickte und natürlich gestaltete Aufschüpfung des Bodens, die allein es ermöglicht, daß die zurückgebauten und hintersten Figuren zu der beabsichtigten Wirkung kommen, findet sich auch auf den zwei Darstellungen im Leibnizhause. Auch die Gestaltung der Bodenoberfläche und des Hintergrundes weist auf Brüggemann: er schneidet die Bodenfläche entweder ganz glatt (bei allen Szenen, die im Innern

des Hauses und auf der Straße spielen), oder er gibt der Oberfläche das Aussehen eines bewachsenen Bodens, indem er eine Unzahl kleiner rhombischer Figuren nebeneinander schneidet (bei allen Darstellungen, zu denen der Ort der Handlung im Freien liegt). Den Hintergrund denkt er sich bei den im Freien komponierten Szenen bald mehr, bald weniger perspektivisch im unmittelbaren Anschluß an die Figurengruppen ausgebaut. Bezeichnend für diese Hintergründe ist wiederum, daß bewachsenes Land in gleicher Weise wie der Boden angedeutet, felsiges Gestein aber scharf und glatt geschnitten ist. Dieselbe Art der Bodenbehandlung ist auf der Pieta und Grablegung in Hannover zu erkennen. Diese Ähnlichkeit in der Andeutung der Bodentfläche ist doch zum wenigsten auffallend.

Wenn neue Erscheinungen, wie Gewandbehandlung, Trachten und Typen, auf unseren Bildwerken auch eine Handhabe bieten zur Bestimmung der Meisterhand, werden wir nicht umhin können, eine Entscheidung zu treffen, nicht nur darüber, ob die gehäuften Beweismittel genügen, um Hans Brüggemann als den Meister dieser zwei Schnitzwerke anzusprechen, sondern auch darüber, wie die Werke zeitlich anzusetzen sind. Da die Pieta und Grablegung auch in der Passionsfolge in Schleswig dargestellt sind, so treten wir an die soeben berührten Fragen wohl am besten heran mit einer Gegenüberstellung von Abbildungen der gegenständlich gleichen Szenen.

Man vergleiche beide Bilder der Beweinung miteinander (Abb. 1 u. 2), und zwar zunächst nur die Schmerzensmutter mit dem toten Sohn. Wenn wir vorläufig davon absehen, dem ganz gleichen Aufbau das größte Gewicht beizulegen, so ist auffällig, wie sehr die reiche Gewandung und der Faltenwurf übereinstimmen. Es ist tatsächlich keine Knüpfung oder Gewandfalte vom übereinander gelegten und über die Schulter zurückgeschlagenen Kopftuch der Maria bis zum durchgezogenen Lententuch des Gekreuzigten, die sich nicht am Bordesholmer Altar in genau derselben Weise wiederholten wie in Hannover. Und wenn nicht kleine Abwandlungen in der Körperhaltung, z. B. von Kopf und Arm, da wären, die sehr viel für die Entwicklung des Meisters besagen, so möchte man fast von einer genauen Übereinstimmung in der äußeren Gestaltung sprechen. Der Typus der Maria ist ein echt Brüggemannscher.

Dasselbe ist zu sagen über die Maria Magdalena. Die Tracht stimmt bei beiden Figuren wieder vollständig überein. Was Brüggemann unter reicher Drapierung versteht, das sieht man so recht auf dem oberen Mittelbild des Altarblattes in Schleswig, der Kreuzigung. Da gibt es in der Gewandung einen Strudel der Bewegung, der Wind faßt das Gewand der in jähem Schmerz leidenschaftlich bewegten Veronika und wirft es breitfaltig auf den Boden. Das Motiv des sich in langen, schweren Falten legenden Gewandes der Maria Magdalena auf der Pieta ist für die reiche Gewandbehandlung Brüggemanns nicht weniger bezeichnend. Die Ärmel sind ausgesteppt und gebauscht, und von den Schultern hängt in breiten Falten der Umhang herab, dessen Ende in einem Zipfel über den linken Arm geworfen ist. Die Gleichheit der Gewandung erstreckt sich auch hier bis zum Kopf und Halstuch. Bezüglich des Brüggemannschen Typus der Maria Magdalena sei verwiesen auf die Kreuztragung, Kreuzabnahme und Grablegung in Schleswig.

Es würde zu weit führen, bezüglich der Gestalt des Johannes zu wiederholen und nochmals in Gewandung und Typus auf eine Ähnlichkeit mit der gleichen Figur in Schleswig zu verweisen, wie dies bezüglich der Maria und Magdalena geschehen ist. Der Kopfputz fehlt zwar, aber die Haartracht des Johannes, dessen Haupt von spanähnlich gerollten Locken umgeben ist, ist so typisch für den Johannes Hans Brüggemanns, daß wir nur auf die gleiche Figur verweisen in der Grablegung, Kreuzabnahme, Himmelfahrt, Kreuzigung usw. Bezüglich der vier Figuren des Hintergrundes, weist noch so viel auf Brüggemann, daß die Figur links vom Kreuz sich wiederholt in jener Gestalt, welche auf Brüggemanns Grablegung im Grabeingang steht. Die Gestalt rechts vom Kreuz zeigt im Kopftuch Anklänge an Brüggemanns Maria neben Johannes auf der Grablegung.

^{*)} Vgl. Repertorium f. Kunstw., XXIV, S. 124.

Die Grablegung bietet eine neue Handhabe (Abb. 3 u. 4), um die Beziehung Hans Brüggemanns zu den Schnitzwerken im Leibnizhause näher festzulegen. Von Bedeutung ist das Verhältnis des Meisters zu Dürer. Die Beweinung Hans Brüggemanns ist eine von jenen Darstellungen, die der Anklänge an Dürersche Arbeiten entbehrt. Der wilde Schmerz und die leidenschaftliche Klage der Frauen auf den Dürerschen Blättern erfährt durch Hans Brüggemann eine Abwandlung nach der Seite des getragenen, verhaltenen, aber nicht weniger ergreifenden Kummers, wie dies schon von Sach u. a. betont worden ist. Die Grablegung Brüggemanns zeigt wieder deutlich Anklänge an Dürers kleine Passion. Allerdings sind die Hinweise nicht so stark, daß man von einer einfachen Übertragung in die Plastik wird reden dürfen. Aber man beachte die Richtungslinie im Aufbau: Der dicht an den Bildrand herangerückte Sarkophag und der Leichnam des Herrn in der gleichen Lage reden eine deutliche Sprache. Man könnte in den Gewändern der Anwesenden ein übriges finden. Bevor wir auf das verschiedenartige Verhältnis im Aufbau der Holzbildwerke in Schleswig und Hannover zu Dürer eingehen, ist es notwendig, das Gemeinsame in beiden Darstellungen zu betonen. Und der gemeinsamen Punkte sind, abgesehen von dem reicheren Aufbau in Schleswig, so viele, daß die schöpferische Hand Brüggemanns für beide Werke kaum mehr bezweifelt werden kann. Nikodemus zu Häupten des Herrn ist hier wie dort dieselbe Gestalt. Joseph von Arimathia in Hannover kommt in derselben Erscheinung in Schleswig wieder vor, wenn ihm auch dort durch die Einfügung einer dritten männlichen Person hinter dem Sarkophag die Arbeit des Tragens genommen ist. Von Johannes war schon oben die Rede. Nicht übergangen werden darf jene weibliche Gestalt, welche auf beiden Arbeiten als Nebenfigur im Hintergrund steht. Sie fällt auf durch die sehr bezeichnende Tuchhaube. Sie kehrt in Schleswig auf der Kreuztragung wieder; sie ist dort eben aus dem Tore geschritten.

Was nun das Abhängigkeitsverhältnis beider Schnitzwerke von Dürerscher Vorlage betrifft, so ist es offenbar, daß bei der engen Beziehung, welche zwischen den Bildwerken in Hannover und Schleswig einerseits besteht, die Anknüpfung an die kleine Passion andererseits in Schleswig eine engere ist. Daß der Meister der Grablegung in Hannover das Blatt der kleinen Passion kannte, ist nicht zu bezweifeln. Er übernimmt, was ihm gefällig und was er gemäß der Höhe seiner Schaffenskraft brauchen kann: den in Längsrichtung gestellten Sarkophag und die damit gegebene Lage des Herrn. Die bei Dürer vor und hinter dem Sarkophag stehenden Männer stellt er an die Enden des Sarkophags. Hier zieht ihm seine Kunst die Grenze. Was dem Holzschneider erreichbar, war ihm bis jetzt nicht möglich.

Die Stiftskirche St. Peter in Wimpfen im Tal.

Die eingehende Erforschung und die Vervollständigung des ganzen baugeschichtlichen Stoffes des wertvollen Wimpfener Baudenkmals sowie die sorgfältigen Aufnahmen und sachkundigen, zeichnerischen Wiederherstellungsversuche lassen die am Schlusse des verflossenen Jahres erschienene Sonderschrift*) des Regierungs-Baumeisters und Privatdozenten an der Technischen Hochschule in Darmstadt Adolf Zeller ebensowohl für den Geschichtsforscher und Kunstgelehrten wie für den Baukünstler höchst schätzenswert erscheinen. Der beabsichtigte Zweck, das Werk insbesondere den Bedürfnissen des akademischen Unterrichts anzupassen, dürfte wohl durch die zahlreichen Zeichnungen im großen Maßstab sowie durch die photographischen Aufnahmen vollkommen erreicht worden sein. In einem kurzen geschichtlichen Überblick erfahren wir den Ursprung auf einer bedeutenden römischen Ansiedlung im Dekumateland am Zusammenfluß von Jagst und Kocher mit dem Neckar und an der Kreuzung zweier römischer Heerstraßen. Auch bei den kürzlichen Ausgrabungen wurden, wie früher schon, römische Funde gemacht, welche auf die ehemalige Wichtigkeit dieses Militärpostens unweit des limes transrhenuanus hinweisen. Der Name „Vuinpina“ tritt, nachdem die Franken das nach Vertreibung der Römer durch die Alamanen besetzte Gebiet unterworfen hatten, zum ersten Mal auf in einer Urkunde von 829 über Zollabgaben an die Bischofsstadt Worms. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts ist die Stadt durch den Einbruch der Ungarn in Deutschland von Grund aus zerstört worden, und der Bischof Crutolf oder Hilfbold, welcher bald danach die Trümmerstätte besucht, beschließt die Wiederaufbauung einer Kirche, als deren Reste wir die 1896 aufgefundenen Grundmauern der eigenartigen Zentralanlage ansehen müssen.

*) Die Stiftskirche St. Peter in Wimpfen im Tal. Baugeschichte und Bauaufnahme, Grundsätze der Wiederherstellung. Mit Genehmigung und Unterstützung des Groß. hess. Ministeriums der Finanzen, Abteilung für Bauwesen, dargestellt von Adolf Zeller, Kgl. Reg. Baumeister und Privatdozent. Wimpfen 1903. In Kommission bei Karl W. Hirsemann, Leipzig, Königstraße 3. Preis 48 Mk.

Der Mangel einer räumlichen Vertiefung macht sich bei seinem Werk sehr fühlbar. In der Grablegung in Hannover mußte der Meister noch aus einer Dichte Holzes arbeiten, und da waren die Grenzen, wollte er nicht seine Kunst auf das Relief beschränkt sehen, gezogen. Für die Erzielung einer großen, räumlichen Vertiefung suchte und fand unser Meister einen technischen Ausweg. Dafür bietet der Altar in Schleswig den Beleg. Die Grablegung in Schleswig beweist auf das deutlichste, wie sehr die Raumvertiefung dem Meister im Sinne gelegen hat; denn hier ist die Anlehnung an Dürer im Sinne des räumlichen Aufbaues eine viel engere wie in Hannover. Brüggemann fand für das Altarblatt in Schleswig einen Ausweg aus den technischen Schwierigkeiten, indem er seine Gruppenbilder aus zwei Teilen aufbaute; er teilt die Komposition in eine vordere und hintere, schmitzt jeden Teil für sich und baut dann beide Teile zusammen. So kann er die räumliche Tiefe verdoppeln, so darf er es wagen, die Grablegung noch einmal zu gestalten, und zwar in einer räumlich engeren Anlehnung an Dürers Vorlage. Ohne Gefahr zu laufen, daß die Arbeit gedrängt wird, übernimmt Brüggemann aus der kleinen Passion noch jene dritte Figur, die dort zu Häupten des Herrn, hier hinter dem Sarkophag steht, verschiebt der Meister die Gruppe der Maria und Johannes nach links hinten und gestaltet auch den Hintergrund im Dürerschen Sinne: Rechts die Grabkammer, die auf der Grablegung im Leibnizhaus noch fehlt, links hinten der Palisadenzaun und das Tor mit der Gerichtsperson.

Für die zeitliche Festlegung unserer Werke sei es gestattet, kurz zu wiederholen. Wir lernten in den hannoverschen Werken einen Meister kennen, der, was Komposition und Typen betrifft, die stärksten Anklänge an Brüggemanns Altarblatt in Schleswig aufweist. Nach der Seite des Technischen und Künstlerischen war zu bemerken, daß im Vergleich zu den gegenständlich gleichen Darbietungen am Bordesholmer Altar noch nicht dieselbe Vollendung erkennbar war. Diese Gründe führten uns mit Notwendigkeit zu der Annahme desselben Meisters. Da nun die Beziehung zu dem Dürerschen Blatt der kleinen Passion in der Grablegung in Hannover ganz offenbar war, so sind wir gezwungen, zeitlich die Werke zwischen Herausgabe der kleinen Passion und das Schleswiger Altarblatt zu legen, d. h. zwischen die Jahre 1511 und 1514. Allerdings wäre noch die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß die Werke nach 1522 entstanden wären; wir hätten es dann mit billigen und rasch anzufertigenden Werkstattarbeiten zu tun, die eine gröbere Ausführung vertrugen, da sie übermalt wurden. Indessen möchte ich dieser Möglichkeit nicht das Wort reden, da meiner Ansicht nach alle Punkte im Sinne der künstlerischen Entwicklung auf eine Jugendarbeit hinweisen.

Der erste Teil des vorliegenden Werkes behandelt die Baugeschichte von der frühromanischen Anlage an bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, wobei unabhängig von früheren Beschreibungen eigene Quellenstudien gemacht sind, für die sich der Verfasser allein verantwortlich erklärt. Er begründet selbst die Wiederholung dieser Studien in dem vorliegenden Umfang im Vorwort mit dem hohen Wert der Wimpfener Kirche, die in einer Verbindung der Zentralkirche mit der durch einen Narthex von der Kirche selbst getrennten Westfront der romanischen Basilika eine einzig in ihrer Art dastehende Anlage bedeute. Insbesondere verrät die Benutzung der beiden Westtürme als Widerlager für die mächtige, überwölbte Halle ein schon hochentwickeltes konstruktives Verständnis der alten Meister, während ja noch an den karolingischen Bauten (z. B. in Aachen) die betreffende Nische für sich besteht und die beiden seitlichen Treppentürme lediglich als Anbauten ohne irgend welchen sonstigen konstruktiven Zweck aufzufassen sind. Die Ergänzung der Reste eines bald nach Fertigstellung der Zentralanlage an deren Westfront angebauten, auch noch frühromanischen Vorhofes bot gleichfalls Gelegenheit, nahe Beziehungen zu ähnlichen Vorhofanlagen aus fränkisch-karolingischer Zeit (Aachen, Lorsch, Steinbach i. O.) nachzuweisen, welche bei der frühzeitigen Besitzergreifung der Gegend durch die Franken und dem engen Verhältnis des Stiftes zum Bistum Worms und den rheinischen Städten überhaupt gleichfalls viel eher zu rechtfertigen ist als der Schluß auf clunyacensische Einflüsse.

Von der romanischen Anlage sind die quadratischen Westtürme mit dem jetzt wieder nach den alten Anhaltspunkten ausgeführten Zwischenbau sowie die nördliche Wand der Vorhalle vorhanden, während die übrigen Mauern des Zentralbaues sich aus den 1896 durch Wagner-Adamy aufgedeckten Grundmauern verfolgen lassen, was auch Schäfer in seinem „Kreis Wimpfen“ der hessischen Kunstdenkmäler schon anführt.

Richard von Dietensheim (Deidesheim in der Rheinpfalz), dem Reformator des im 12. und 13. Jahrhundert verrotteten Klosters, wird



Abb. 1. Beweinung. (Leibnizhaus in Hannover.)

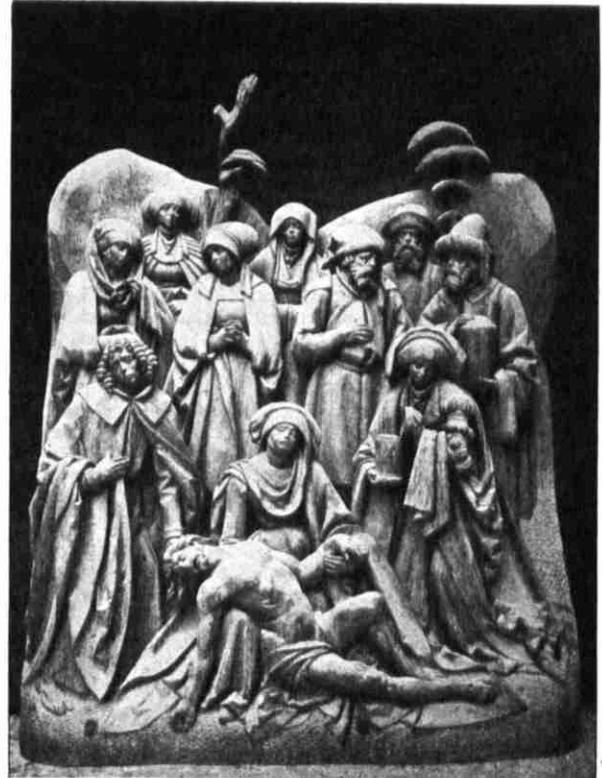


Abb. 2. Beweinung. (Hans Brüggemann in Schleswig.)



Abb. 3. Grablegung. (Leibnizhaus in Hannover.)

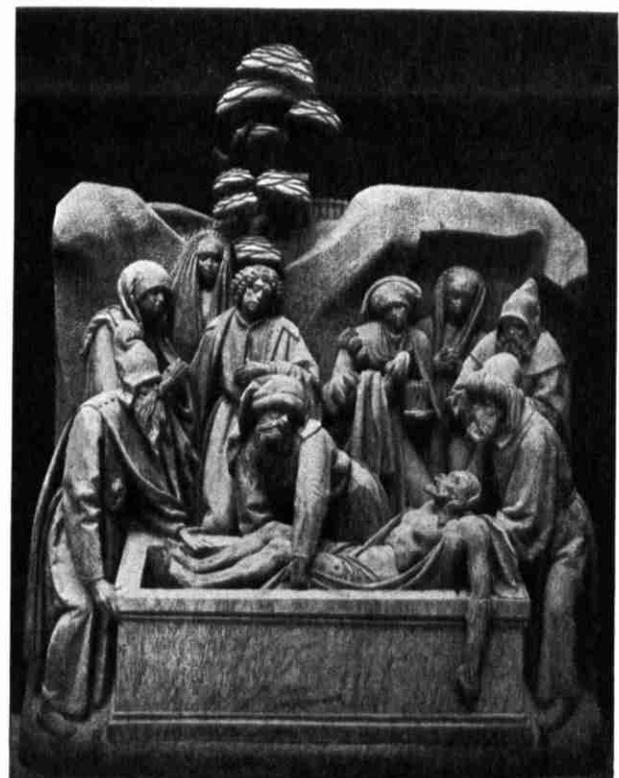


Abb. 4. Grablegung. (Hans Brüggemann in Schleswig.)

Zwei Jugendwerke Hans Brüggemanns.

die Erbauung der prachtvollen frühgotischen Anlage zugeschrieben. Er berief hierzu „einen in der Baukunst wohlverfahrenen Steinmetzen, der neuerlich von der Stadt Paris aus der Gegend von Franzien gekommen war, und befahl ihm, eine Basilika in nach französischer Werkart geschnittenen Steinen zu errichten“. — Der Neubau beginnt mit der Choranlage. Erst nach der Beendigung

dieses Teiles sowie des anschließenden Ostflügels wurde der als baufällig geschilderte Zentralbau bis auf den westlichen Turmbau niedrigerissen und das den Chor mit der Westfront verbindende Längshaus erbaut. Zu beachten ist, daß vor Errichtung dieses Zwischengliedes die ihrer Choranlage beraubte romanische Zentralkirche und der neuerbaute frühgotische Ostbau je durch Notmauern

geschlossen eine Zeit lang als zwei getrennte Gotteshäuser für sich bestanden haben.

Mit Richards Tod erschläft die Begeisterung für den mit so großem Eifer begonnenen Neubau; auch die bisherigen reichen Mittel scheinen allmählich zu versiegen. Ganz vollendet sind nur Chor und Querschiff sowie das anschließende Joch des Langhauses, während die Einwölbung des letzteren und der beiden Seitenschiffe zwar vorgesehen (Gewölbeanfänger), aber nicht zur Ausführung gelangt ist. Diese selbst erfolgte erst in spätgotischer Zeit. Über die Ausmalung der Kirche sind umfassende Untersuchungen angestellt, deren Ergebnis die Feststellung einer frühgotischen wohl gleichzeitig mit der Erbauung erfolgten Bemalung ist, die sich auf einzelne Glieder erstreckte sowie ferner eine vollständige Übermalung auch der großen Architekturteile und Hausflächen um 1483 ist. Ein besonderer Anhang III stellt diese Untersuchungen in klarer Übersichtlichkeit nochmals zusammen.

Unbedeutend im Vergleich zu der Schaffensfreude des 13. Jahrhunderts ist das, was spätere Zeiten, insbesondere das 16. bis 19. Jahrhundert, an dem Bauwesen hinterlassen haben. Mit der Aufhebung der geistlichen Herrschaften fiel Wimpfen anfangs des 19. Jahrhunderts an das durch Napoleon neugegründete Großherzogtum Hessen. Die Darstellung der Zeit 1803 bis 1903 beruht auf dem Studium der noch vorhandenen Akten. Wir erfahren u. a. daraus, daß wir es allein dem hochherzigen Entschlusse des Großherzogs Ludwig I. verdanken, wenn der zur Ersparnis der Unterhaltungskosten 1807 vorgeschlagene Abbruch der Kirche damals unterblieben und so eines der bedeutendsten Werke der Frühgotik erhalten ist. Die Tätigkeit seit 1885 erstreckt sich wesentlich noch auf Unterhaltungsarbeiten und auf die sorgfältigen Aufnahmen insbesondere der Chorstühle durch das Kreisbauamt in Erbach. Erst 1894 und 1895 begannen Wiederherstellungspläne in großem Umfang durch die Großherzoglich hessische Regierung in Erwägung gezogen zu werden. 1896 erfolgte sodann die obengenannte hochwichtige Aufdeckung der alten Zentralanlage durch Wagner-Adamy, und 1897 wurde ein erster Entwurf ausgearbeitet, der jedoch einen Umbau

der Westseite in weit geringerem Maße vorsah als der nach 1900 von Zeller bearbeitete Plan mit der großen auch nach außen wieder geöffneten Nische. Die Ausführung der vom Verfasser aufgestellten und dem Großherzoglichen Ministerium der Finanzen, Abteilung für Bauwesen, sowie einem für dieses Bauwerk zusammentretenden Kunstrat zur Genehmigung vorgelegten Pläne ist während der Jahre 1900 bis 1903 unter Zellers Leitung erfolgt.

Der Anhang I bringt für den Forscher das ganze Regestmaterial, einzelne besonders bedeutsame Urkunden und die baugeschichtlich hochwertige Chronik des Burkhard von Hall in Auszügen, während im Anhang II alle Gutachten des Kunstrates zusammengestellt sind. Der dritte Teil bringt Bauaufnahmen nebst Erläuterungen zu den Tafeln und ist besonders für den akademischen Unterricht bearbeitet. Bemerkenswert ist die Tafel XVII mit der übersichtlichen Darstellung der allmählichen Entwicklung des Bauwerks an der Hand der verschiedenen und durch Verschiedenartigkeit der Schraffur erläuterten Grundrisse der einzelnen Bauabschnitte. Einzelheiten sind in mehreren Blättern teilweise im Maßstab 1:20 wiedergegeben. Ein farbiges Blatt bringt in getreuer Abbildung das, was von Wandmalereien noch am besten erhalten ist, zur Geltung. Anhang IV behandelt die glänzende Ausstattung der Kirche mit Glasmalereien durch F. Geiges in Freiburg i. Br., welche unter Benutzung der im Darmstädter Museum, Wormser Dom und im Besitz der Grafen von Erbach befindlichen Originale nachgebildet und ergänzt, jetzt wieder an ihrer alten Stelle prangen. Zum Schluß seien noch die in Anhang V zusammengestellten Steinmetzzeichen aus verschiedenen Zeiten nebst ihren Erläuterungen erwähnt.

Der Wunsch des Verfassers, daß seine Veröffentlichung in jeder Hinsicht der Würde und Bedeutung des Bauwerks gerecht werden möge, ist unseres Erachtens in Erfüllung gegangen. Möge das schöne Werk für die hehre Kunst unserer Vorfahren zahlreiche Freunde werben, möge es in seiner Gründlichkeit und Abgerundetheit künftigen derartigen Forschungsarbeiten ein Vorbild sein.

Mainz.

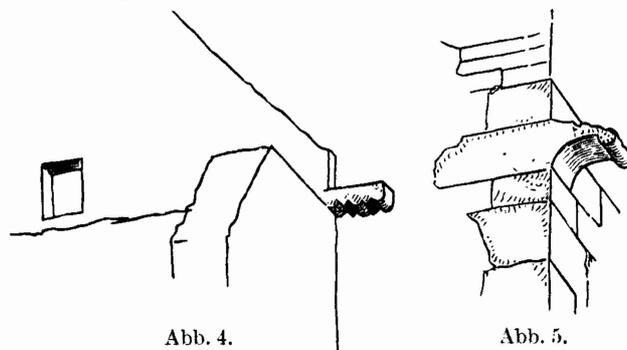
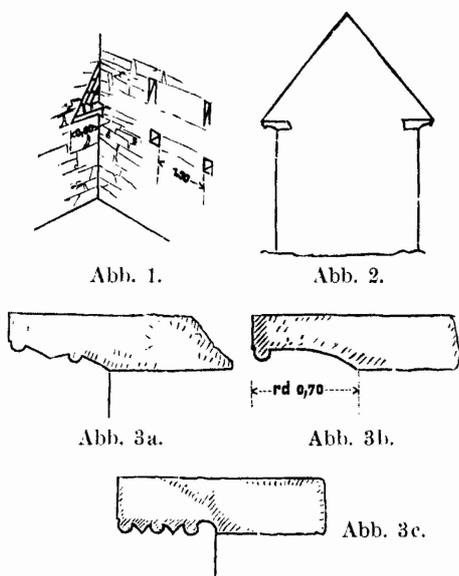
K. Krauß,
Großh. hess. Bauinspektor.

Eine eigentümliche Art der Dachbildung romanischer Kirchen in Deutschland.

Die Kirche des Prämonstratensernonnenklosters Kappel bei Lippstadt ist ein überaus schlichter Bau wohl aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, eine gewölbte Basilika mit gerade geschlossenem Chor, mit zwei runden — jetzt zerstörten — Apsiden an den Kreuzarmen, mit zwei quadratischen Jochen des Mittelschiffes, denen sich nach Westen zu ein mit Balkendecke versehener Nonnenchor etwa von der Länge der zwei Mittelschiffjoch an-schließt. Unter ihm liegt ein auf Pfeilern mit Kreuzgewölben eingewölbter Raum. Die Westseite begleiten zwei Türme von quadratischem Grundriß. Die Seitenschiffe sind heute nicht mehr vorhanden. Der Bau ist sehr arm an Formen. Die Kirche wie die Türme entbehren des Hauptgesimses, und, während bei diesen die Dachflächen der Helme um wenig über den oberen Mauerrand herabgezogen sind, hatte die Kirche ehemals ein um 0,80 m etwa am Fuße ausladendes Dach. Die Spuren solcher Dachbildung sind noch heute vorhanden. Da das Mittelschiffdach zwischen den Türmen fortgeführt war, die sich gegenüberstehenden Mauern der Türme aber in einer Flucht mit den Obermauern des Schiffes liegen, so mußten Sparren und Balkenhölzer des Dachwerks in die Türme hineinragen: und in der Tat sind dort die Löcher noch zu sehen, in denen diese Hölzer ehemals lagen (Abb. 1). Dann aber finden sich an den Ecken der Giebel des Kreuzschiffes und des geraden Chores weit ausladende Kragsteine von sehr altentümlicher Form (Abb. 3a vom Südgiebel, 3b vom Nordgiebel,

3c vom Ostgiebel), die diese Giebel am Dachfuß verbreiterten, so daß sie — von der in Abb. 2 schematisch dargestellten Form — der Linie des Daches folgen konnten. Leider ist das alte Dachwerk selbst heute nicht mehr vorhanden.

Dieses eigentümliche Dach tritt nun nicht nur an der einen

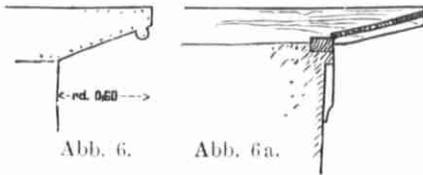


Stelle auf. Es findet sich vielmehr in Nord- und Süddeutschland an manchen romanischen Kirchenbauten. Zumeist freilich sind nur Spuren — und nicht immer so deutliche wie in Kappel — erhalten, die auf eine solche Dachbildung hinweisen. Einen Kragstein von fast gleicher Art, wie sie der in Abb. 3c dargestellte zeigt, sieht man an der Norddecke des Westgiebels der Hersfelder Kirchenruine (Abb. 4, vom Schiff aus gesehen), während sich der Südecke ein Turm anschließt. Auch hier scheint kein Hauptgesims vorhanden gewesen zu sein, wie denn dieser mächtige Bau, der bekanntlich dem 11. Jahrhundert angehört, im Äußeren, ähnlich wie die Kappler Kirche, sehr wenig Haustein zeigt und fast ganz geputzt war. Die rechte Giebelecke des nördlichen Querschiffes von St. Sebastian in Magdeburg zeigte, als sie vor einigen Jahren sichtbar wurde, einen Kragstein (Abb. 5) derselben Gattung.¹⁾ Hierher gehören auch die Kragsteine an den Ecken des Ostgiebels der Kirche in Klosterlaußnitz.²⁾ Am südlichen Seitenschiff der Kirche des Zisterzienserklosters Eber-

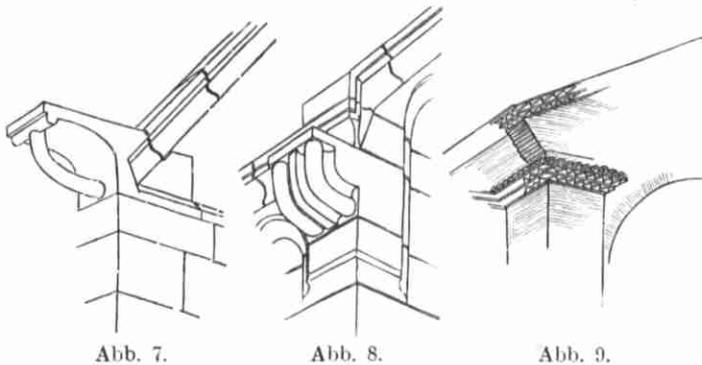
¹⁾ Mitteilung des Regierungs-Baumeisters Sackur.

²⁾ Vergl. Puttrich 1, Abt. 2, Herzogtum Altenburg. — (Eine ausführliche Veröffentlichung mit Aufnahmezeichnungen ist in der Zeitschrift für Bauwesen 1863, S. 377, Bl. 55 u. 56 erfolgt. D. Schriftltg.)

bach (aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts), deren altes Dachwerk längst verändert worden ist, findet sich auf der Westseite ein weit ausladender, eigentümlich gebildeter Kragstein, der offenbar denselben Zweck erfüllte wie die der Kappler Kirche. Da heute die Kirche keine Hauptgesimse hat, darf man wohl annehmen, daß solche auch vor der Erneuerung des Dachwerks am Ende des 17. Jahrhunderts nicht vorhanden waren und daß auch an diesem sehr schlichten Bau die Mauern einen oberen Abschluß durch ein weit ausgekragtes Dach erhielten.³⁾ Ob der Kragstein an der Nordecke des Westchores von St. Emmeran in Regensburg hierhergehört, mag ich nicht entscheiden.



Sicher aber hatte die Abteikirche in Sindelfingen eine Dachbildung der beschriebenen Art. Hier findet sich an der Nordecke des Westgiebels noch ein Kragstein (Abb. 6), eingemauert in ein anstoßendes Gebäude, während die anderen verloren gegangen sind. Und hier ist vielleicht auch das alte Dachwerk aus romanischer Zeit noch erhalten.⁴⁾ Wenigstens trägt das Mittelschiff über einem Rundbogenfries ohne krönendes Gesims auf einer Mauerlatte etwa 0,60 m



weit auskragende Balken (Abb. 6a). Es wäre gewiß von hohem Interesse, über das Alter der Dachkonstruktion etwas Genaueres zu erfahren. Eine besonders interessante kleine Kapelle vom Anfange des 13. Jahrhunderts, am Fuße der Burg Landeck in der Pfalz bei Klingenberg gelegen, zeigt an den Ecken des Westgiebels Kragsteine von eigenartiger Bildung (Abb. 7), die wohl auch der besprochenen Gattung zugehören. Die Giebellinie setzt aber hier nicht, wie bei den bisher angezogenen Bauten, am äußeren Ende des Kragsteins an, sondern auf der Mauerecke, so daß, wenn hier eine Balkenauskrägung vorhanden war, die Sparren doch nicht auf den Balkenenden aufsetzen konnten und lange Aufschieblinge am Dachfuß angeordnet gewesen sein müssen. An den Zisterzienserklosterkirchen von Otterberg und Offenbach am Glan, beide aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, findet man an Giebelecken Kragsteine (Abb. 8 von Offenbach), hier aber unter dem Hauptgesims gelegen, die von derselben Art wie die bisher erwähnten zu sein scheinen, aber unbenutzt geblieben sind, als man zu einer anderen Ausbildung des Dachrandes überging. Von den für den Anlauf der Gesimse an Giebelecken auftretenden und zu solchem Zweck ganz anders ausgebildeten Kragsteinen braucht hier nicht gesprochen zu werden.

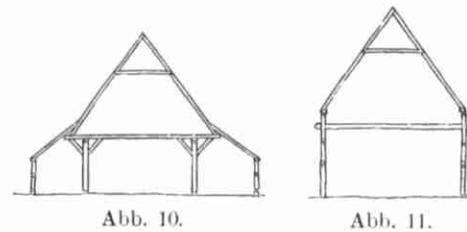
Scheint nun ein überkragendes Dach, und zwar besonders bei früheren Bauten und solchen einfacherer Art — und ohne daß dann ein steinernes Hauptgesims zur Ausführung gekommen wäre — bei den Kirchenbauten romanischer Zeit etwas ganz Gebräuchliches gewesen zu sein, so wird man sich fragen müssen, ob solche Dachbildung in Anlehnung an frühchristliche Bauten Italiens bei uns heimisch wurde und also auf antike Bauüberlieferung zurückgeht oder aber der Konstruktion des germanischen Holzhauses etwa entlehnt worden ist. Es ist ja hinlänglich bekannt, daß überkragende

³⁾ Vergl. die Westansicht der Kirche bei Schäfer, Die Abtei Eberbach im Mittelalter.

⁴⁾ Das Dach ist schwer zugänglich, so daß ich bei einem nur kurzen Besuch der Kirche nicht habe hinaufgelangen können. Aus dem Inventarisationswerk Württembergs aber ist darüber nichts zu entnehmen.

Dächer an altchristlichen und frühmittelalterlichen Bauten Italiens vorkommen, wie sie denn auch später im Süden überall gebräuchlich geblieben sind. Die flachen Giebel der Kirchen mußten bei der Anordnung solcher Dächer unter dem Dachanfang durch Auskrägungen verbreitert werden. Abb. 9 gibt die Ecke des Chorgiebels von San Vitale in Ravenna als ein Beispiel wieder. Es ist durchaus dieselbe Sache wie an den obengenannten deutschen Kirchen. Es kommt hinzu, daß diese Dachbildung bei den steinernen Kirchen ein Gebälk erforderte, das zunächst für die in Italien heimische flache getäfelte Decke eingeführt worden war, das aber das urtümliche deutsche Holzhaus, dessen Einraum bis unter das offene Gespärre reichte, nicht kannte. Und zwar ist anzunehmen, daß zu jener frühen Zeit, als die getäfelte Decke und damit das Gebälk des Kirchendaches vom Süden her übernommen wurde, das Haus noch im wesentlichen das urtümliche war, wie denn das sächsische Haus, das der Dichter des Heliand kannte, noch bis unter die Sparren offen war.

Das spätere sächsische Bauernhaus zeigt nun zwar gerade bei seinen ältesten Vertretern, die allerdings erst dem sechzehnten Jahrhundert angehören, eine Dachbildung, die der besprochenen der romanischen Kirchen ähnlich genug sieht. Abb. 10 stellt den Schnitt eines solchen Hauses dar. Der mittlere Teil darf nach der eigentümlichen Dachkonstruktion als das ursprüngliche Haus gelten, das zunächst an den Seiten von Lauben umzogen war, die später dem Kern angegliedert wurden — dies nicht auf das einzelne Beispiel, sondern auf die Art bezogen. Solche Wandlung ist ja auch sonst nicht ungewöhnlich. Dieser mittlere Teil zeigt ein auskragendes Dach, auch hier in Verbindung mit einem Gebälk, das dem urtümlichen Hause ja fremd war. Wir brauchen gewiß nicht anzunehmen, daß dieses Gebälk in Nachahmung jener für die getäfelten Decken der Kirchen angeordneten, in das ursprünglich bis zum Gespärre



offene Haus eingeführt worden ist. Man wird es, nachdem die Gebälke überhaupt bei Aufführung mehrstöckiger Häuser in den Städten gebräuchlich geworden waren, aus ökonomischen Gründen angeordnet haben; der Dachraum sollte als Speicher ausgenutzt werden. Das vorkragende Dach kommt jedenfalls auch hier erst in Verbindung mit einem Dachgebälk vor, und es konnte auch kaum ohne ein solches auftreten. Das urtümliche germanische Holzhaus hat diese Dachbildung nicht gekannt. Bei ihm setzten sich, wofür manche Beweise vorgebracht werden können, die Gespärre auf die Rähme der Fachwerkwände, die gegen den Schub der Sparren durch Ankerbalken zusammengehalten wurden (Abb. 11). Diese eigentümliche Konstruktion, die auch die Stabkirchen Norwegens zeigen, hat sich in norddeutschen Gegenden mit großer Zähigkeit erhalten und findet sich an vielen mittelalterlichen Holzbauten in Braunschweig, Lüneburg, Hildesheim und im nördlichen Westfalen, am Niederrhein und auf Bornholm auch noch aus viel späterer Zeit.

Ist nun das überkragende Dach jener romanischen Kirchen aus dem Süden übernommen, so ist seine Konstruktion sicher in allen Fällen nicht die in Italien gebräuchliche gewesen, wo einer solchen entsprechend die Vorkragung der Regel nach wohl nicht von den Dachgebälkbalken, sondern von den weniger als bei uns geneigten Sparren oder von besonderen eingemauerten Hölzern als Pfettenträgern gebildet werden mußte. Die steileren Dächer in Deutschland werden wir uns nicht anders konstruiert zu denken haben als die wenigen aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert erhaltenen Dachwerke romanischer flachgedeckter Kirchen, wie jene in Maulbronn, Konstanz, Schwarzach. Überall wird die Vorkragung durch die Balken, die für die getäfelte Decke erforderlich waren, gebildet worden sein. In der späteren Zeit des Mittelalters kommt diese Dachbildung bei steinernen Kirchenbauten kaum mehr vor. Wohl aber findet man sie — abgesehen von den Fachwerkbauten — vielfach an profanen Steinbauten, sei es nun, daß sie da einfach als schützender Überhang oder auch zu Verteidigungszwecken zur Anwendung gekommen ist.

Berlin.

Fr. Ostendorf.

Nabburg im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz.

Höchst malerisch liegt das Städtchen auf einer in das Nabtal vorspringenden langgestreckten Höhe. Es dehnt sich auf der geneigten Hochfläche aus, deren fast durchweg schroff abfallende Ränder als

ursprüngliche Begrenzung des Weichbildes noch zum großen Teil mit Mauern und Türmen bewehrt sind. Im obersten Teile der Stadt finden sich die ehemaligen Burggebäude, vor denen ein tiefer Graben

den von Norden her streifenden Höhenzug durchschneidet. Noch ragt im Nordosten der alte Pulverturm, im Südosten der kräftige Turm des Dechanthofes. Die Stadt erweiterte sich im verflorbenen Jahrhundert insbesondere in südlicher Richtung am Fuße der Höhe, die dort weniger steil ist; unter dem jähen Umsturz an der Westseite liegt malerisch das nabdurchflossene „Venedig“ mit seinen Glaschleifereien.

An der Südseite windet sich die Straße aus der Neustadt hinauf und tritt durch das „Mähntor“ ein. Unsere Abb. 1 zeigt dieses Tor, das wohl nicht vor das 17. Jahrhundert gesetzt werden darf, von der Innenseite. Die Durchfahrt ist eng und läßt es dem Fußgänger ratsam erscheinen, die Begegnung mit einem herannahenden Wagen außerhalb des Tores abzuwarten. Diese Enge, die starke Steigung und dazu der Umstand, daß die Straße außerhalb des Tores nach links sich wendend den Abhang hinabzieht, machen diese Stelle für den Fuhrwerk- und Fußgängerverkehr mitunter gefährlich. Der Verkehr ist nicht lebhaft, und wir erwähnen gern, daß die Stadtväter der Bedeutung der Frage, wie Wandel geschaffen werden soll, sich bewußt sind und mit Ernst an sie herantreten. Zur Linken unseres Bildes erhebt sich außerhalb desselben auf hoher Stützmauer der Neubau des Königlichen Rentamtes, der mit entsprechender Rücksichtnahme auf die Umgebung durch das Königliche Landbanamt Amberg soeben zur Vollendung gelangt. Wie die Ein- und Ausfahrtsverhältnisse hier verbessert werden sollen, ist nicht schwer zu entscheiden. Unsere Abbildung zeigt, daß durch Abbruch alter Baulichkeiten zwischen dem Torbau und der erwähnten Stützmauer ein Zwischenraum entstanden ist, breit genug, um hier die Einfahrt und wohl auch einen getrennten Fußgängerdurchgang herzustellen. Die künstlerische Behandlung wird keine großen Schwierigkeiten bereiten, und mit geringen Mitteln wird sich eine entsprechende Gestaltung, die die Lücke schließt und Torbau mit Stützmauer verbindet, schaffen lassen. Daß man diesen einzig richtigen Weg einschlägt, darauf lassen alle Anzeichen hoffen.

Durch die reizende Hauptstraße, die steil ansteigend die Stadt von Süden nach Norden durchzieht, schreiten wir dem nördlichen oberen Tore zu. Der Weg führt an behäbigen alten Häusern entlang, die sich mit hohen Giebeln der Straße zuwenden und unregelmäßig übereinander vorspringen. Einfach und würdig tritt uns das 1580 erbaute kleine Rathaus entgegen mit pfeilergetragener Vorhalle im

Obergeschoß. Nach kurzer Wanderung, bei der noch ein flüchtiger Blick auf die zierliche spätgotische Stadtkirche fällt, stehen wir vor dem oberen Tore (Abb. 2). Es ist ein ungemein malerisches Bauwerk, das hier links von einer Schmiede, rechts durch einen jüngeren Neubau flankiert erscheint. Eine an die Stadtmauer angebaute Treppe führt in die oberen Stockwerke. Auch dieses nur für die Breite eines Fuhrwerks bemessene Tor soll der Verbreiterung bedürfen. Wenn dies richtig ist, was doch wohl noch eingehender zu überlegen wäre, ist der Weg gewiesen. Da außerhalb des Tores vor der zur Linken desselben sich anschließenden Stadtmauer ein schmaler Fahrweg bereits besteht, so liegt es nahe, einen Mauerdurchbruch etwa an Stelle der in das Turm-Obergeschoß führenden Treppe herzustellen, wobei diese eine Verlegung zu erfahren hätte. Die berührte Straße vor der Stadtmauer müßte verbreitert werden, was wohl die Anlage einer Stützmauer erfordern würde. So könnte sich also ohne Schwierig-



Abb. 1.



Abb. 2.

Nabburg im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz.

keiten eine zweite Durchfahrt unter Erhaltung des Gesamtbildes gewinnen lassen.

Angesichts der ungemein reizvollen Gesamterscheinung des Städtchens und der Bedeutung der beiden Torbauten für dieselbe möchten wir der Stadtverwaltung dringend ans Herz legen, bei der Lösung der schwebenden Frage den Bestand der Tore als ein wertvolles, unveräußerliches Gut zu betrachten. Sollten geldliche Bedenken die angedeuteten Lösungen erschweren, so dürfte vielleicht aus staatlichen Mitteln ein Zuschuß zu erlangen sein.

München, im Juni 1904.

Julius Groeschel.

Vermischtes.

Der Tag für Denkmalpflege hatte bekanntlich in Erfurt den Beschluß gefaßt, seine Versammlung im Jahre 1904 wiederum gleichzeitig mit der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Danzig abzuhalten. Nachdem aber im April d. J. bekannt geworden war, daß der Gesamtverein seine Versammlung nicht, wie in den letzten Jahren stets, in der zweiten Hälfte des September, sondern vom 9. bis 11. August abhalten wird, wurden aus dem Kreise der Besucher des Tages gegen diesen Zeitpunkt so zahlreiche und schwerwiegende Bedenken erhoben, daß der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses sich verpflichtet gefühlt hat, dessen Mitglieder zur Äußerung ihrer Meinung und zur Abstimmung über die Verlegung des Tages der Zeit und dem Orte nach aufzufordern. Das Ergebnis der schriftlich geführten Verhandlungen ist der Beschluß gewesen, den Tag am 26. und 27. September d. J., und zwar in Mainz im Kasino Hof zum Gutenberg abzuhalten. Die Tagesordnung ist folgende:

Montag, 26. September, erste Sitzung morgens 9 Uhr. 1) Begrüßung und Konstituierung. 2) Bericht des Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses. 3) Bericht des Ausschusses für Behandlung der Frage der Steinerhaltung. 4) Verhandlung über die Vorbildung zur Denkmalpflege. Berichterstatter Regierungs- und Baurat Tornow und Geheimer Hofrat Prof. v. Oechelhaeuser. 5) Verhandlung über die mit der Erhaltung des Berliner Opernhouses zusammenhängenden Fragen. Berichterstatter Prof. Wallé. 6) Vorschläge für die Bezeichnung von wiederhergestellten Teilen eines Bauwerkes.

Berichterstatter Architekt Ebhardt. 7) Berichte über die den Denkmalschutz betreffende Gesetzgebung. — 1 Uhr: Frühstückspause (Speisen stehen in den Sitzungsräumen bereit). Abends 7 Uhr: Bericht von Prof. Rathgen über die Erhaltung von Altertumsfunden aus Metall (mit Lichtbildern).

Dienstag, 27. September, zweite Sitzung morgens 9 Uhr. 1) Bericht über das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, erstattet vom Geheimen Hofrat Prof. v. Oechelhaeuser. 2) Verhandlung über die Verzeichnung von beweglichen Kunstgegenständen im Privatbesitz. Berichterstatter Geheimer Hofrat Prof. Gurlitt. 3) Verhandlung über Aufnahme, Sammlung und Erhaltung der Kleinbürgerhäuser mittelalterlicher Städte. Berichterstatter Stadtbauinspektor Stiehl. 4) Verhandlung über die städtischen Bauordnungen im Dienste der Denkmalpflege. Berichterstatter Prof. Frentzen und Geheimer Baurat Oberbaurat Stübgen. 5) Beschlußfassung über den nächsten Tag für Denkmalpflege. Wahl eines geschäftsführenden Ausschusses. — 1 Uhr: Frühstückspause (Speisen stehen in den Sitzungsräumen bereit). Abends 7 Uhr: Gemeinschaftliches Essen im Kasino Hof zum Gutenberg.

Nach Schluß der Verhandlungen werden an beiden Tagen nachmittags die Denkmäler und die Museen von Mainz besichtigt. Für Mittwoch, den 28. September ist ein Ausflug nach Oppenheim und Worms in Aussicht genommen. Die Teilnehmer werden gebeten, sich am Sonntag, den 25. September, abends 8 Uhr im Kasino Hof zum Gutenberg, Große Bleiche 29, einzufinden zu wollen.

Die alten Stadtmauern in Forchheim in Oberfranken scheinen, soweit sie überhaupt noch erhalten sind, auch weiter als Steinbruch für Neubauten benutzt zu werden, denn, wie uns mitgeteilt wird, gewinnt man aus ihnen schon seit einiger Zeit die Werksteine für den Neubau des Progymnasiums. Es hat demnach den Anschein, als ob die Forchheimer Stadtverwaltung immer noch nicht die Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit ihrer Stadt zu schätzen weiß. Die Stadt birgt außerdem manch beachtenswertes Baudenkmal und malerische Straßenbilder. Es seien hier nur die alte Kaiserpfalz, das Rathaus und die Martinskirche erwähnt, die noch in das frühe Mittelalter zurückreichen. Im Jahre 805 wird Forchheim unter Karl dem Großen als ein Königshof und Stapelplatz an der Straße von Regensburg nach Magdeburg bezeichnet und 899 wurde hier Ludwig das Kind zum König gekrönt. Die erste Befestigung der Stadt erfolgte unter Kaiser Heinrich I. Auf den Mauern der alten, von Heinrich Raspe, dem Gegenkönige Friedrichs II, im Jahre 1246 zerstörten Kaiserpfalz ließ Bischof Lambert von Bamberg eine neue Burg errichten. Nach



dem Überfall im Jahre 1552 durch den Markgrafen von Brandenburg wurde die Stadt besser befestigt, so daß sie zu verschiedenen Malen ohne Erfolg belagert wurde. Aus dieser Zeit scheint auch das prächtige architektonisch und bildnerisch reich behandelte Nürnberger Tor zu stammen. Es ist, wie die vorstehende Abbildung zeigt, leider schon freigelegt worden. Hoffentlich genügen diese Zeilen, um die Stadtverwaltung von weiterer Niederlegung ihrer Stadtmauern zurückzuhalten und sie zu veranlassen, ihren Baudenkmalern mehr Pflege zuteil werden zu lassen, und zwar in ihrem eigenen Interesse, denn Bau- und Kunstdenkmäler vergangener Zeiten üben stets eine wirksame Anziehung auf Fremde aus und ihr Wert wächst mit den Jahren immer mehr. S.

Die katholische Kirche in Heusenstamm (Großh. Hessen), ein im Auftrage der Reichsgräfin Maria Theresia, Witwe des Grafen Anselm Franz v. Schönborn, in den Jahren 1739 bis 1740 errichteter Bau J. B. Neumanns wurde vor zwei Jahren durch Blitz eingeeäschert. Durch den Brand, dem Turm- und Kirchendach zum Opfer fielen, wurden auch die von dem Augsburger Meister C. T. Scheffler herührenden Deckenfresken erheblich beschädigt. Zur Vorbereitung der Wiederherstellung dieser Fresken veranstaltete das Großherzogliche Ministerium in Darmstadt einen engeren Wettbewerb, aus dem nach einer Begutachtung durch den königlichen Professor und Historienmaler Woldemar Kolmsperger in München der Maler Heinz Wetzel in Frankfurt a. M. als Sieger hervorging. Das Gutachten sagt über die Arbeit, daß ihr unbedingt der Vorzug gebühre und ihre Art ganz hervorragend genannt werden dürfe; der Einsender beherrsche den Stil Schefflers ausgezeichnet, was die sehr gelungene Ergänzung beweise. P.

Mittelalterliche Wandmalereien im Chorgewölbe der Dorfkirche in Lohe bei Nienburg a. d. W., einem alten, früher der Grafschaft Hoya zugehörigen Flecken, sind bei der Ausmalung der Kirche aufgedeckt worden. Es handelt sich dabei um das Chorquadrat und eine nach drei Seiten des Achtecks geschlossene Apsis. Das Chorquadrat zeigt in seinen vier Kappen verschiedene bildliche Darstellungen; die westliche Kappe fünf Medaillons in Rankenwerk, und zwar das Lamm Gottes, umgeben von den vier Evangelistensymbolen. Die südliche Kappe bringt die bekannte Höllendarstellung, das Drachenmaul, in welches die Verdammten von Teufeln getrieben werden, die gegenüberliegende nördliche die Darstellung des Himmels, und zwar die vielgetürmte ewige Stadt, an deren Pforte Petrus mit dem Schlüssel die Seligen empfängt; da-

rüber schweben Gott Vater, Gott Sohn und Maria. Die östliche Kappe zeigt den segnenden Christus in der Mandorla, ihn zu Füßen Maria und Joseph, umgeben von musizierenden Engeln, die Apsis sieben weibliche Heilige in Rankenwerk. Von besonderem Wert sind die Malereien der Apsis und der westlichen Chorquadratkappe, außerordentlich sicher und gut gezeichnete Figuren und flüssiges Rankenwerk in rot und schwarzgrau auf weißem Grund. Das Ornament bemüht sich, in einfacher Weise die Art des Pinselstrichs zur Geltung zu bringen mit Verzicht auf jede naturalistische Blattform; die Endigungen zeigen hier und da das späte Liebesapfelmotiv. Die Entstehungszeit wäre vielleicht auf etwas nach 1400 zu setzen.

Für Brückenneubauten vom Standpunkte des Heimatschutzes gibt Dr. Jul. Groeschel in München zeitgemäße Anregungen in der Nummer 26 der Süddeutschen Bauzeitung. Er geht von der alten Regensburger Brücke aus, die seit Jahren in ernster Gefahr schwebt, durch einen Neubau verdrängt zu werden, und die beabsichtigte Ersetzung des bekannten Kettenstegs in Passau durch eine feste eiserne Straßenbrücke mit hohen, über der Fahrbahn liegenden Fachwerkträgern gibt ihm Veranlassung, die Frage ganz allgemein zu stellen: In welcher Weise können Vorkehrungen getroffen werden, zu verhindern, daß schöne landschaftliche und städtische Bilder durch Brückenneubauten zerstört werden? An Beispielen aus dem klassischen Altertum bis in die Neuzeit zeigt er den monumentalen Sinn, der die Baumeister der alten steinernen Brücken unbewußt beseele. Er weist auf die Schwierigkeiten und die Versuche hin, bei eisernen Brücken und solchen aus Beton und Eisenbeton den Ansprüchen nach Schönheit gerecht zu werden, und bedauert, daß es keine Bestimmungen gibt, die Einfluß auf die Ausgestaltung der Brücken bezüglich ihrer Einfügung in die Umgebung haben, ähnlich wie es mancherorts für Hochbauten der Fall ist. Wo sich vereinzelt bei Brückenneubauten Ingenieur und Architekt zu gemeinschaftlicher Arbeit vereinigt hatten, handelte es sich fast immer um besonders reich auszustattende Werke. Nicht der Aufwand bestimmt die Schönheit der Bauwerke, sondern Verhältnisse, Umrißlinien und Einpassung in die Landschaft. Auch mit geringen Mitteln läßt sich Schönes erzielen, wenn die Aufgabe in der Hand eines Künstlers liegt, der die durch örtliche Verhältnisse gegebenen Bedingungen zu erkennen und zu erfüllen sich bestrebt. Groeschel verlangt, daß der Architekt bei den in Rede stehenden Brückenneubauten zugezogen wird und weiter, daß die Entwürfe zu denselben hinsichtlich ihrer Gestalt, ihrer hauptsächlichsten Konstruktionslinien und hinsichtlich ihres Anschlusses an das Gelände einer vom künstlerischen Gesichtspunkte ausgehenden Prüfung unterstellt werden.

Der Niederländische Reichsausschuß zur Herausgabe eines Inventars und einer Beschreibung der niederländischen Monumente „van Kunst en Geschiedenis“ hat neuerdings in holländischen „Staats-Courant“ seinen ersten Bericht (1. August bis 31. Dezember 1903) veröffentlicht. Der Ausschuß besteht aus einem Vorsitzenden: Dr. P. J. H. Cuypers, Architekt des Reichsmuseums in Amsterdam, einem Sekretär: J. Kalf, Assistent am Niederländischen Museum für Geschichte und Kunst in Amsterdam, und aus folgenden Mitgliedern: Jonkheer Dr. V. de Stuers im Haag, Reichsbaumeister C. H. Peters im Haag, Architekt J. Th. Cuypers jun. in Amsterdam, Prof. H. Evers in Delft, Architekt J. A. Frederiks in Middelburg, Stadtbaumeister L. C. Hezenmans in Herzogenbusch, Stadtbaumeister F. A. Hoefer in Hattem, Reichsarchivar Dr. S. Müller in Utrecht und Stadtarchivar Dr. J. C. Overvoorde in Leyden. Nach jenem Bericht hat der Ausschuß bis jetzt nur die vorbereitenden Schritte für das Unternehmen erledigen können. Zunächst will man ein möglichst vollständiges und zuverlässiges Verzeichnis aller in Frage kommenden geschichtlichen Werke des Landes erhalten, wobei man durch die wissenschaftlichen Hilfsmittel wenigstens den Meister und die Zeitstellung gleichzeitig feststellen möchte und auf die Unterstützung durch die Fachwelt rechnet. Als dann gedenkt man planmäßig an die Bearbeitung des Gesamtstoffes und an die Aufnahme der Bau- und Kunstdenkmäler zu gehen. Diese Hauptarbeit soll durch eine Verteilung des Stoffes unter die Mitglieder des Ausschusses beschleunigt werden. Peters übernimmt die Provinz Groningen, Hoefer die Provinzen Drente, Overijssel und Gelderland, ausschließlich der Stadt Nymwegen, die dem dortigen Stadtarchitekten Weve überlassen bleibt; Utrecht (Provinz) wird unter Cuypers jun., Dr. Overvoorde und J. Kalf verteilt, während Utrecht (Stadt) von Dr. S. Müller bearbeitet werden soll. Ebenso findet bei Nord- und Südholland eine Einteilung für J. Kalf, Dr. Overvoorde, Prof. Evers und Frederiks statt. Die Denkmäleraufnahme der Stadt s'Gravenhage wird bereits von einer wissenschaftlichen Vereinigung „Die Haghe“, in welcher das Ausschußmitglied Peters tätig ist, vorbereitet. Seeland übernimmt Frederiks, während die fünfzig Orte von Nord-Brabant an V. de Stuers, Hezenmans und Cuypers jun. gegeben sind; Limburg teilen sich Cuypers d. ä. und d. j. mit Dr. de Stuers. Aus Friesland liegen von verschiedenen Orten bereits

Aufzeichnungen und Aufnahmen im Besitz der Herren de Stuers und Peters vor. Vor allem werden die alten Vorarbeiten der ehemaligen „Rijksadviseurs“, die in den „Mededeelingen der R.“ nur zum kleinen Teile s. Zt. veröffentlicht wurden, dem Ausschuß manche Erleichterung bieten, wohl auch die Aufnahmen und Arbeiten von Ewerbeck, Ysendyck und des Untergezeichneten.

Der angeführte Bericht gibt nun die Grundsätze, nach welchen der Ausschuß das vorbereitete Inventar anlegen will. I. Das Inventar soll enthalten: Angaben des Zustandes, des Besitzers, der Baustoffe, der Zeitbestimmung, ferner des Urhebers oder Vertreters, und soll umfassen: a) Alle Bauten bis 1850, die architektonischen Wert besitzen oder geschichtlich irgendwie denkwürdig sind; b) alle Gegenstände von entsprechendem Wert, die zu Bauwerken Beziehung haben. Dabei soll für die Veröffentlichung die folgende Reihenfolge gelten: 1) Vorgeschichtliche und römische Denkmäler; 2) Bestandteile der städtischen Befestigung, Verkehrswege und ihre besonderen Merkmale; 3) Burgen; 4) bürgerliche öffentliche Bauanlagen; 5) Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten; 6) Privatanlagen; 7) Verschiedenes. Bei den Kirchen sind folgende Vermerke ins Auge zu fassen: 1) Eigentümer und Benutzer; 2) die volkstümliche Bezeichnung, falls eine solche dem Namen des Patrons voraufging; 3) Geschichtsquellen; 4) Zeitpunkt der Erhebung zur Parochialkirche und Einführung ihrer Satzungen; 5) ihre Lage, Orientierung, Höhenmaße, ob freistehend oder eingebaut; 6) kurze Geschichte des Baues und seine Veränderungen; 7) Wiederherstellungen nach 1850 (Name des Architekten); 8) und 9) Verschiedenes. Den Gebäuden sind die festen und beweglichen Einrichtungsgegenstände unmittelbar anzureihen. Auf eine Eingabe des Reichsausschusses hat der Bischof von Roermond seinen Geistlichen anbefohlen, den Mitgliedern der Kommission überall die Besichtigung der Kirchen und ihrer Denkmäler zu gestatten und zu erleichtern. Leider ist über die Geldfrage des Unternehmens vorläufig zu bemerken, daß die im Jahre 1903 von dem Parlament jenem Reichsausschuß bewilligten 6000 Gulden nicht einmal für die Anfangskosten ausreichen.

Berlin.

G. Galland.

Bücherschau.

Alt-Prag. 80 farbige Reproduktionen der Aquarelle von W. Jansa mit Begleittext von J. Herain und J. Kamper. Prag 1901 u. 1902. Kunstverlag B. Kočí. In Folio. 20 Lief. mit je 4 Bildern und je 4 Seiten Text. 5. bis 20. Lieferung. Preis der Lief. für Österreich-Ungarn 5 Kronen, für das Ausland 4,50 M.

Die vorliegenden sechzehn Hefte des an dieser Stelle bereits angezeigten Werkes halten vollauf, was ihre Vorgänger an Text und Bildausstattung für die würdige Behandlung des wirklich einzigartigen Stoffes in Aussicht stellten. Sie zeigen nicht allein das redlichste Bemühen, aus dem staunenswerten Reichtum der altchürwürdigen Kaiser- und Königstadt an der Moldau das künstlerisch am meisten Hervorragende wirkungsvoll zur Geltung zu bringen, sondern lassen in den beigegebenen Blättern auch tatsächlich eine künstlerisch feinfühligere Auswahl erkennen, welche die malerischen Reize weltvergessener Winkel und Bauten aussprechend erschließt. Vom Standpunkte des Landschafters wie des Architekturalers bekundet Jansa eine geschickte Hand, greift den Vorwurf überwiegend an günstigster Stelle und bei günstigster Beleuchtung heraus und sammelt einen künstlerisch um so wertvolleren Stoff, als gerade in Prag während der letzten Jahre die Niederlegung alter Bauwerke schonungslos über manches Stimmungsvolle und für das Stadtbild Bezeichnende hinweggegangen ist und in den hier wiedergegebenen Aquarellen einzelne bereits nicht mehr vorhandene Bauwerke festgehalten erscheinen. Geschichtlich bedeutsame Stätten, hervorragende Schöpfungen der Bau- und Bildhauerkunst, Ansichten von mitunter geradezu mittelalterlichem Gepräge reihen sich zu einem eigenartigen Prachtwerke aneinander. Ob uns Jansa auf den Kleinsaitener oder auf den großen Altstädter Ring, in den so malerisch ansteigenden Fürstenbergischen Garten mit seinen Treppen, Terrassen und dem Gloriette oder in den Hof des ehemaligen Palastes der Grafen Wrthba führt, ob er die Blicke auf das Skretahaus in der Teingasse oder in die Georggasse auf dem Hradschin lenkt, ob er die mächtigen Dintzenhoferbauten, die Kirche St. Maria de Victoria oder das geschmackvolle Portal des Hauses „Zu den zwei goldenen Bären“ in den Brennpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit rückt, überall findet und bietet er tatsächlich Beachtenswertes. Architekt, Maler, Geschichtsforscher und Kunstfreunde werden sich von dem in so schöner Form Gebotenen in hohem Grade befriedigt fühlen. So bietet z. B. S. 52, 64 u. 76 Interessantes über die Baugeschichte der Nikolauskirche auf der Kleinsaiten, über den Umbau der Thomaskirche durch Kilian Ignaz Dintzenhofer und ihre Ausschmückung durch den Maler Wenzel Reiner sowie über die Vollendung des Palais Clam-Gallas. Durch die Persönlichkeiten der Besitzer lenken einzelne Privathäuser die Aufmerksamkeit auf sich; nächst dem Hause des bekannten böhmischen Malers

Skreta (S. 56) sei besonders das 1729 umgebaute Haus des Steinmetzmeisters Andreas Kranner in der Sporkgasse genannt. Als ein noch viel zu wenig gewürdigtes Werk stellt sich das ehemalige Palais des Grafen Michna, jetzt k. und k. Zeughaus, auf dem Anjezd dar, wichtig für den Übergang der Spätrenaissance zum eigentlichen Barockstile. Leider vernüßt man hier wie an anderen Stellen die Vertiefung der rein künstlerischen Würdigung, gegen welche das rein Geschichtliche — ab und zu selbst mit belanglosen Mitteilungen — überwiegt.

Der Text ist mit viel Umsicht und Sorgfalt gearbeitet und sucht auch Neues mit Heranziehung entlegener Quellen für die Künstlergeschichte zu bieten, so z. B. S. 29 den Herkunftsnachweis der Familie Brokoff, welcher Name auf derselben Seite nicht zugleich Brokof gedruckt werden sollte. Wenn auf S. 32 bei Besprechung des Prager Emausklosters den Mönchen der Beuronener Schule vorgeworfen wird, es sei bei ihrer Wiederinstandsetzung der nahezu ganz verwahrlosten Kirche „eine große Anzahl wertvoller Kunstwerke und Altertümer“ zugrunde gegangen, so hätte billigerweise auch hervorgehoben werden müssen, daß die Zeit des uraquistischen Konsistoriums die unseligste für das Haus gewesen ist und die Bildwiederherstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts nur durch die Mißwirtschaft dieser Zeit notwendig geworden waren. Zu den wenigen wirklichen Unrichtigkeiten des Werkes zählt auf S. 83 die Angabe, daß die Triforiuminschrift über der Parlerbüste im Prager Dome auch „das Grabmal der böhmischen Könige“ nenne. Dasselbe ist, wie z. B. bei Neuwirth, Peter Parler von Gmünd, S. 114 u. 115 ersichtlich, in dieser Inschrift überhaupt nicht angeführt. Eine Widerlegung mit Gründen ist die an dieser Stelle eingeflochtene Polemik gegen Behauptungen des Referenten keineswegs zu nennen; sie nimmt stellenweise einen solchen Charakter an, daß jeder Unbefangene sich fragen muß, ob der Wert eines so vornehm auftretenden Werkes gerade durch diese Art der Erörterung wirklich gewonnen hat. Im allgemeinen freuen wir uns aber aufrichtig des nun vollendet vorliegenden Werkes, dessen eingehende Betrachtung weiteren Kreisen wärmstens empfohlen werden kann. Sein Bilderschnuck ist eine erfrischende Quelle künstlerischer Anregung, sein Text bringt, ohne weitschweifig zu werden, die Aufschlüsse über die Entstehung der einzelnen Werke und behält durchweg glücklich im Auge, daß er nicht bloß Fachkreise, sondern überhaupt Gebildete anregen will.

Wien.

Joseph Neuwirth.

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. Bearbeitet im Auftrage des Großherzoglichen Staatsministeriums. 3. Heft. Amt Kloppenburg und Amt Friesoythe. Oldenburg 1903. Gerhard Stalling. VII und 176 S. in gr. 8^o mit 80 Textabbildungen. Preis 6,75 M.

Die Bearbeitung des vorliegenden Heftes ist in denselben Händen geblieben wie die der im Jahre 1900 erschienenen, auf Seite 40 desselben Jahrganges dieser Zeitschrift besprochenen zweiten Folge. Bauinspektor Rauchheld, der wiederum die zeichnerischen Beiträge besorgte, ist in die Kommission eingetreten. An Baudenkmälern des Mittelalters bieten die hier behandelten Landesteile so gut wie gar nichts. Bis auf zwei in Kappeln und Stadt Friesoythe noch erhaltene schlichte frühmittelalterliche Kirchengebäude haben die alten Gotteshäuser bedauerlicherweise allerorten nüchternen Neubauten des 18. und 19. Jahrhunderts Platz machen müssen: nur einige Taufsteine aus romanischer Zeit und Reste spätgotischer Altarwerke finden sich noch hier und da, in die Neubauten übernommen. Mit um so größerer Ausführlichkeit konnte daher auch im vorliegenden Heft die geographische und geschichtliche Entwicklung sowie die Darstellung der vorgezeichneten Denkmäler behandelt werden. Es sind hier namentlich Steindenkmäler, Ringwälle und sogenannte „Landwehren“, mächtige Erdanlagen mit hohen Wällen und tiefen Gräben, die, wenn auch jetzt nur vereinzelt deutlich erkennbar, so doch noch rechtzeitig, namentlich durch die v. Altenschen Untersuchungen, in ihrem Verlaufe und in ihrer Bedeutung festgelegt werden konnten. Von besonderem Werte ist die am Schluß des Heftes angefügte Beschreibung des „Saterlandes“, eines merkwürdigen, rings von weiten Moorebenen eingeschlossenen Landstrichs, der, seit alters von friesischen Kolonisten besiedelt, abseits vom Weltverkehr eine kleine Welt für sich bildet, in der die sonst fast gänzlich untergegangene friesische Sprache noch lebendig ist.

Kbr.

Inhalt: Zwei Jugendwerke Hans Brüggemanns. — Die Stiftskirche St. Peter in Wimpfen im Tal. Eine eigentümliche Art der Dachbildung romanischer Kirchen in Deutschland. — Nabburg im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz. Vermischtes: Tag für Denkmalpflege in Mainz. — Alte Stadtmauern in Forchheim. — Katholische Kirche in Heusenstamm. — Mittelalterliche Wandmalereien im Chorgewölbe der Dorfkirche in Lohse bei Nienburg a. d. W. — Brückenneubauten vom Standpunkte des Heimatschutzes. — Bericht des Niederländischen Reichsausschusses zur Herausgabe eines Inventars. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.
Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.